

Gott im Bahnhof

Der erste Bahnhof, an den ich mich erinnere, ist jener im schweizerischen Zofingen. Wir wohnten damals in einer kleinen Ortschaft in der Nähe dieses Städtchens. Als die Familie einmal von einem Ausflug zurückkam, bestellte der Vater in der Bahnhofgaststätte das Übliche, nämlich eine Flasche Apfelsaft und sieben Gläser. Worauf die Bedienung einwandte, wir seien aber nur zu sechst. Da erst bemerkten die Eltern, dass eines der Kinder fehlte. Nicht im nahe gelegenen Tempel, sondern in der Bahnhofshalle haben sie den verlorenen Sohn wiedergefunden.

Eine andere Erinnerung: Wenn die Eisenbahn am Haus vorbeidonnerte, fragte bestimmt eines der Geschwister: Wohin fährt dieser Zug? Nach Luzern. Und dann? Nach Mailand, nach Hamburg, nach London ... Natürlich suchte jedes, mit immer neuen Ortsnamen aufzutrumphen. Als ich einmal Konstantinopel sagte, haben mich meine Geschwister angeschaut, als sei ich nicht von dieser Welt. Wohin fährt der Zug? Das in dieser Frage mitschwingende Fernweh trage ich noch immer mit mir herum.

Für den Zehnjährigen wurde der Bahnhof zum bevorzugten Tatort für sträflichen Unfug. Details sind hier unwichtig; die Sachen sind ohnehin längst verjährt. Und Beweise gibt es keine mehr. Das Bahnhofsgebäude ist längst abgerissen und neu aufgebaut. Unter den Trümmerresten des alten Bahnhofs wurde auch so manche kleine Notlüge begraben und damit gewissermaßen endgültig aus der Welt geschafft. Denn immer wenn ich mich mit ein paar Schulkameraden am Bahnhof herumgetrieben hatte, wurde ich zu Hause mit der Standardfrage empfangen: „Wo warst du?“ Darauf hatte ich mir verschiedene Antworten zurechtgelegt; es handelte sich sozusagen um Kürzestlügen, denn sie bestanden zumeist aus einem einzigen Wort: Ministrantenprobe. Oder Maiandacht. Oder sonst etwas Andächtiges. Abwesenheiten vom häuslichen Herd, die mit

der Kirche zu tun hatten, wurden diskussionslos akzeptiert. Heute wundere ich mich darüber, dass meine Eltern sich nie gefragt haben, warum ihr Sohn eigentlich so fromm war.

Inzwischen habe ich unzählige Bahnhöfe kennengelernt. Jeder hat seinen eigenen Charakter, jeder ein anderes Flair, jeder seine Vorteile und Tücken und verbotene Abkürzungen. Der Bahnhof Basel SBB verdankte seinen ganzen Charme dem Ausschank auf Gleis 4, wo ich während über zwanzig Jahren jeden Weihnachtsnachmittag unter den Asylanten des Gottesreiches, unter Pennern und Wermutsbrüdern und Huren, mindestens eine Stunde verbracht habe. Vor ein paar Jahren wurde der Ausschank abgerissen und später, aufgrund zahlreicher Proteste, durch einen öden Imbissraum ersetzt. Mit dieser poesielosen Einrichtung konnte ich mich allerdings nie anfreunden. Sogar das Bier schmeckt mir dort nicht mehr wie früher und Weihnachten ist auch nicht mehr, was es einmal war. Zum Bahnhof von Luzern, der vor Jahrzehnten nach einer Feuersbrunst wieder (also ganz anders) aufgebaut wurde, habe ich seither keine rechte Beziehung mehr. Auf der Waterloo Station von London habe ich mich tagelang herumgetrieben, statt die Englischkurse zu besuchen. Und dort viel mehr gelernt als bei der neurotischen Lehrerin im Klassenzimmer. Roma Termini war für mich einmal gleichbedeutend mit der „Endstation Sehnsucht“. Seit Februar 2000 gleicht der Bahnhof einem Flughafen; die Sehnsucht hat sich verflüchtigt wie der Dunst an der Sonne.

Aufgrund meiner Vortragstätigkeit bin ich viel auf Reisen und häufig benutze ich die Bahn. Leute, die viel unterwegs sind, gelten als Herumtreiber. Aber ist nicht das ganze Leben ein Umhergetriebensein und damit ein Provisorium – eben eine Pilgerfahrt durch die Zeit, wie es in der Kirchensprache heißt? Wenn man unterwegs zu Hause ist, werden die Bahnhöfe ganz von selbst zu Fixpunkten.

Ist vom Lauf der Dinge und vom Leben die Rede, so holt sich die Sprache ihre Bilder häufig aus dem Bahnhofsbereich. Wer sich in einer verfahrenen Situation befindet, sagt, dass er

im falschen Zug sitzt oder dass die Weichen falsch gestellt wurden. Sieht man sich mit einer Ausweglosigkeit konfrontiert, heißt es, dass man den Anschluss verpasst hat, dass die Ampeln auf Rot stehen, dass der Zug abgefahren oder auf dem Abstellgleis gelandet ist ...

Jüngst bin ich am Ausgang des Amsterdamer Bahnhofs auf einen Bettler gestoßen; er krümmte sich in einer Ecke und streckte mir die Hand entgegen. Nachdem ich ihm einen Obolus entrichtet hatte, wusste ich seinen Namen, ohne dass er ihn mir verraten hätte. Sagt Jesus denn nicht: „Was ihr einem dieser Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan“ (Matthäus 25,50)?

Ich sitze gerade – wo denn wohl? – in einer Bahnhofshalle, und das Fernweh meldet sich wieder. Meine Überlegungen kritzle ich auf eine Papierserviette. Eben geht ein Gepäckträger vorbei, der mich ebenfalls an die Bibel erinnert: „Einer trage des anderen Last“ (Galater 6,2). Dann sehe ich einen Zug davonfahren. Ich habe das Nachsehen.

Aber damit will ich nicht schließen. Dem Leben in all seiner Vielfalt bin ich auf Bahnhöfen begegnet. Was liegt da näher als zu wissen, dass ich Gott auch im Bahnhof finden kann?